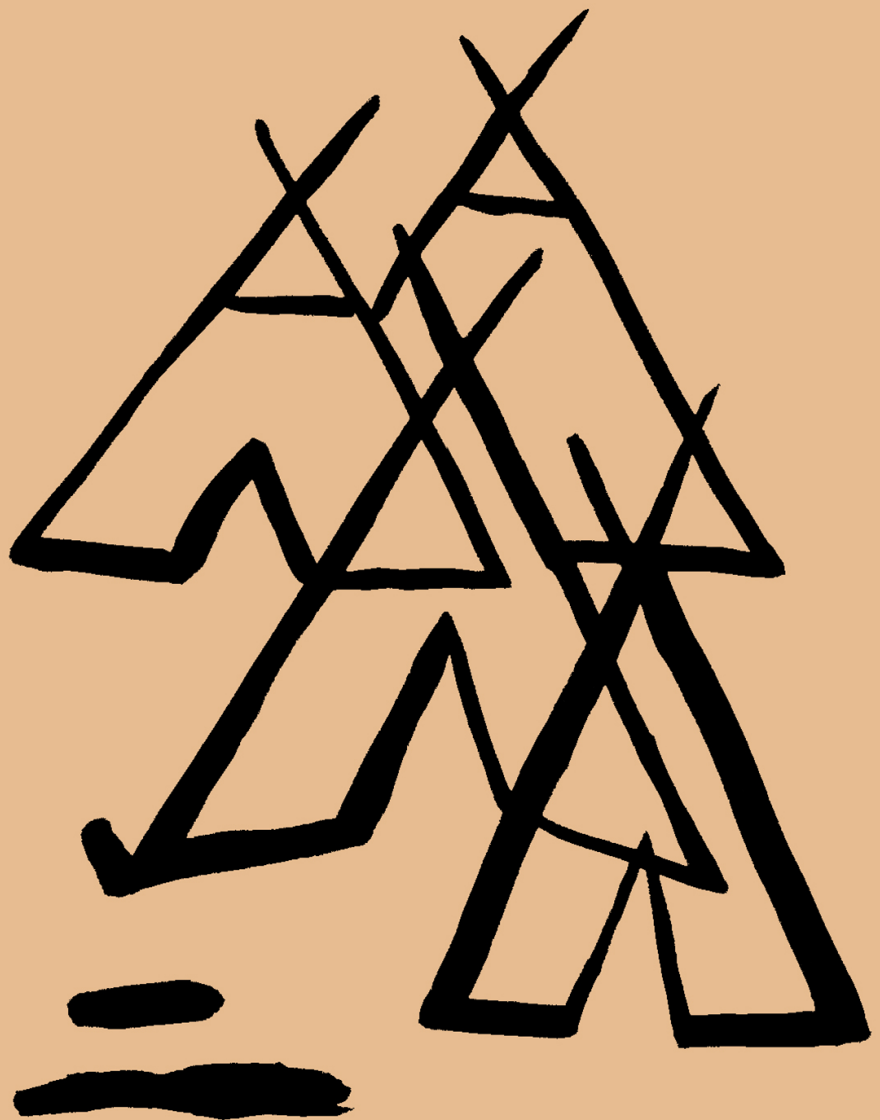


*Zelte
Lieder
Lagerfeuer*







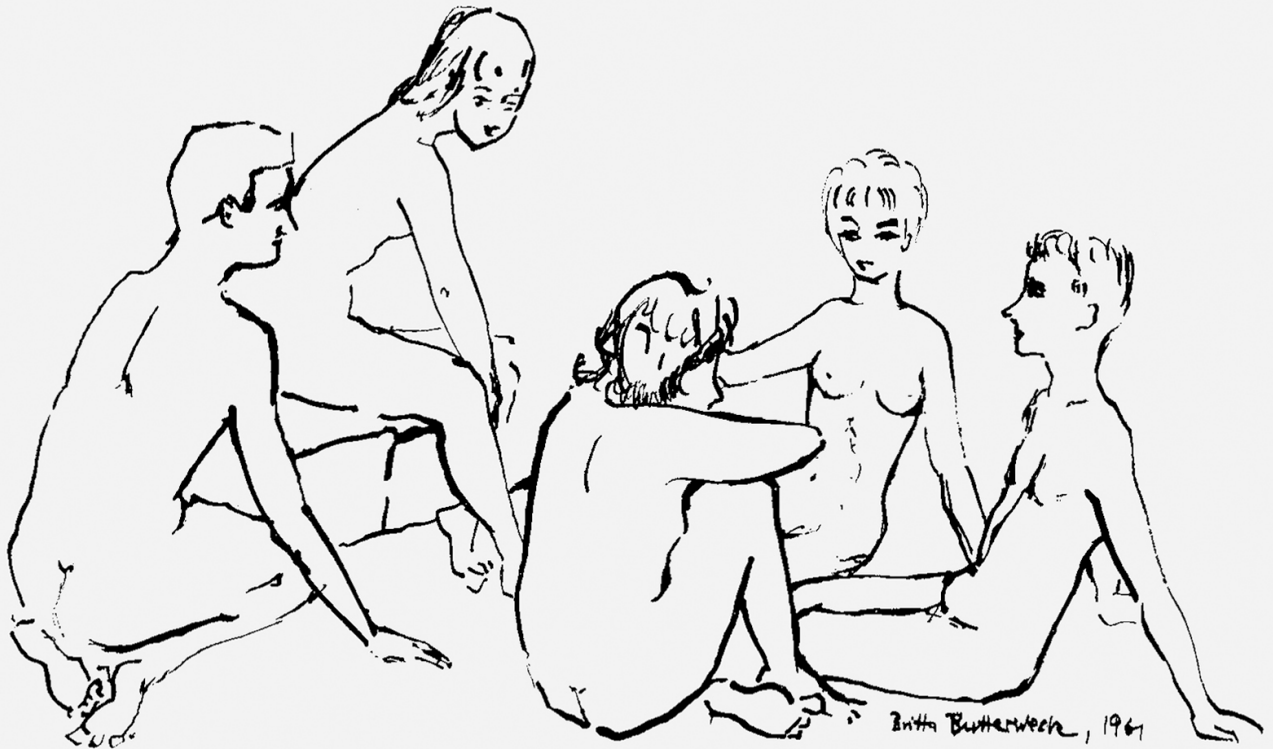
Zelte Lieder Lagerfeuer

Bilder und Berichte vom Bundeslager 1961
der fkk-jugend

Herausgegeben von der
Bundesführung der fkk-jugend e. V.
Hamburg 34, Rudolf-Ross-Allee 25

im

Rudolf Hofmann-Verlag, Frankfurt am Main, Inheidener Straße 39 a



Lieber Leser!

Dieses Heft berichtet vom Bundeslager 1961 der deutschen fkk-jugend. Es ist nicht selbstverständlich, daß sich heute noch über zweihundert Mädchen und Jungen zusammenfinden, um zwei Wochen gemeinsam in einem Zeltlager zu verbringen und dabei gern auf die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verzichten, die in unserer wirtschaftswunderlichen Zeit eine geschickte Industrie auch schon dem Jugendlichen als notwendig anpreist. Man hätte doch so leicht dem Strom der anderen jugendlichen Reisenden folgen, sich dem modernen Ferien- und Campingrummel anschließen oder mit den Eltern an die Riviera oder zum schiefen Turm von Pisa fahren können.

Das Lager wandte sich bewußt vom heute üblich gewordenen Camping- und Jugendbetriebsbetrieb ab. Es war nicht unser Ziel, die Jugendlichen zu beschäftigen, ihre Langeweile zu vertreiben und ihnen bequeme Ferien zu ermöglichen. Die fkk-jugend hat sich von Anfang an die Aufgabe gestellt, durch die Gemeinschaft zu erziehen, Mädchen und Jungen zu eigenem, selbständigem Tun anzuregen und die Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft zu

wecken und zu festigen. Bei uns wird also das „Wir“ immer größer geschrieben als das „Ich“. So bedeutete für manchen Neuling auch unser Bundeslager eine Überraschung. Pünktlichkeit, Ordnung und Einfügen in die Lagerordnung waren sicher für manchen nicht gerade jene Dinge, die er im Lager erwartete. Der Wettkampf der Zeltgemeinschaften um den „Großen Preis vom Simonsberg“ bewertete aber besonders diese Tugenden, nahm vom ersten Tag an die Kräfte gefangen und spornte auch den Jüngsten zum Mitmachen an. Dafür wuchs auf der anderen Seite im Laufe der zwei Wochen eine Gemeinschaft zusammen, für die das Lager eine Fülle von Erlebnissen, Begegnungen, Freundschaften brachte. Alle haben gelernt, daß man ein kleines Stück seiner persönlichen Freiheit aufgeben muß, um eine Gemeinschaft zu ermöglichen. Dies gilt schließlich nicht nur für unser Lager.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal all jenen danken, die uns bei der Vorbereitung und Durchführung des Lagers geholfen haben. Es war nur möglich durch den selbstlosen Einsatz vieler Freunde unseres Bundes, die ihre Energie und Zeit dieser Aufgabe opferten. Unser Dank gilt auch dem Vorstand des Deutschen Verbandes für Freikörperkultur, der dieses bisher größte Lager der fkk-jugend finanziell stützte und dadurch manchem die Teilnahme ermöglichte. Das wunderschöne Gelände Simonsberg des Bundes für freie Lebensgestaltung Stuttgart und seiner Untergruppe Hohenlohe wurde uns freundlicherweise für das Lager zur Verfügung gestellt. Den Verantwortlichen sowie dem Besitzer, Herrn Kober, haben wir ebenfalls herzlich zu danken. Wenn ihm auch über den Einfall des Heuschreckenschwarms der über zweihundert Jugendlichen manches graue Haar gewachsen ist, so mögen ihm doch die Freude und die vielen Erlebnisse der begeisterten Teilnehmer ein kleiner Trost für manche Aufregung sein. Und schließlich gebührt dem Herrn Bürgermeister von Untersteinbach unser Dank für sein freundliches Verständnis und Entgegenkommen.

Freikörperkultur steht und fällt mit dem Vertrauen zum Nächsten. Unser Bundeslager hat allen Zweiflern und Neidern gezeigt, welche saubere Gesinnung zwischen Mädchen und Jungen in der fkk-jugend herrscht. Etwas von diesem Geist wünschen wir auch jenem Teil der Jugend, die man oft gemeinhin als „die Jugend“ bezeichnet.

Dr. Werner Lutz.

Bundesführer

Der erste Abend

Dem Postbus entstiegen, stiefeln wir den Simonsberg hinan. Hinter uns liegt eine lange Bahnfahrt. Die Kleinsten setzen schon zum ersten Mal die Affen ab, schauen auf ihr Gepäck und den steilen Hang, der vor uns liegt. Ob sie es schaffen werden? Wir trotten einfach drauflos. Plötzlich taucht vor uns eine Staubwolke auf, sie wird größer, entpuppt sich als Fahrzeug. Der Wagen stoppt. Türen werden aufgerissen, unser Gepäck fliegt ins Innere. Wir machen die erste Bekanntschaft mit Gerd, einem guten Geist des Lagers. Erleichtert und froh, daß die Last gefahren wird, steigen wir weiter bergan.

Auf halber Höhe tauchen plötzlich die schwarzen Spitzen der Zelte und Kohten vor uns auf. Der Weg führt direkt am Lagerplatz vorbei. Wir treten auf die innere Wiese. Altbekannte und neue Gesichter umringen uns zur Begrüßung, es gibt ein kurzes, herzliches Händeschütteln. Dann gehen wir schnell daran, unser Gepäck auseinanderzusortieren. Wir müssen uns um unser Zelt kümmern, die Dunkelheit macht sich bereits bemerkbar. Zeltbahnen werden aus den Bündeln gezerrt, Stäbe und Heringe geschnitzt. Wir bemühen uns, schnell zu arbeiten, aber es will nicht recht gelingen; wir sind zu müde: falsch geschnitzt, falsch geknüpft, keine Schnur, überall fehlt etwas.

Inzwischen ist es Nacht geworden. Das Zelt steht, etwas kippelig und schief, – aber es steht! Für heute nacht muß es genügen. Einen Augenblick stehen wir noch am Hang und schauen auf die Lichter im Tal. Nebel steigt langsam die Wiesen und Weinberge empor. Wir schlüpfen nun auch in unsere Schlafsäcke. Kurze Zeit später läßt ein heller Lampenblitz uns wieder aufschrecken. Jungenstimmen! Aber welcher seltsamer Dialekt? Schwyzer Dütsch, – drei Schweizer ziehen noch in unseren Bau ein. Wir begrüßen sie kurz und verschieben das Kennenlernen auf morgen. – Stille zieht wieder in unsere Behausung ein.

Das Lager wird eröffnet

Sonntagmorgen – Strahlender Sonnenschein fällt in die Zeltingänge und die Rauchlöcher der Kohten. Schon bald herrscht im ganzen Lager emsige Geschäftigkeit. Bis zum Nachmittag soll alles nach Möglichkeit seine endgültige Form finden. Da gibt es Arbeit für alle Hände. Die Kohten der in der Nacht eingetroffenen Gruppen müssen noch aufgebaut werden, unter Rubezahls erfahrener Anleitung

entsteht aus einer mächtigen Planke das „Schwarze Brett“ für „Mitteilungen der Lagerleitung“ und für „Herzenswünsche“, der Briefkasten in Form eines Marmeladeneimers wird installiert, der Flaggenmast aufgerichtet, die Zeltgemeinschaften werden endgültig eingeteilt mit der gleichzeitigen Auflage, sich einen Namen aus dem Tier- und Pflanzenreich zuzulegen, kurzum: es ist nicht mehr zu übersehen, daß hier ein großes Zeltlager entstanden ist. Und bei all der Arbeit bleibt noch genug Gelegenheit, daß sich die Schwaben und Westfalen, die Berliner und Bayern, die Hessen und Holsteiner, die Rheinländer und Württemberger schon ein wenig beschnüffeln und kennenlernen, daß schon neue Freundschaften geknüpft und alte erneuert werden.

16 Uhr! Das Bim-bim der Eisenschiene, sprich Lagergong, ruft die gesamte Mannschaft zusammen zur feierlichen Eröffnung unseres Bundeslagers, des größten seit dem Bestehen der fkk-jugend. Über zweihundert Mädels und Jungen versammeln sich um den Flaggenmast, schließen zum ersten Mal den großen Kreis. Werner, unser Bundesführer, begrüßt uns, umreißt in kurzen Worten Zweck und Sinn der Begegnung. Und dann steigt unsere Flagge, die blaue Woge auf weißem Grund, am Fahnenmast empor. 1956 knallte sie zum ersten Mal über dem Warmbüchener Moor bei Hannover im Sturm, 1958 war sie in England, 1960 in Dänemark dabei; nun soll sie zwei Wochen lang aufs neue über unseren schwarzen Zelten flattern und weit ins Hohenloher Land hineingrüßen.

Es ist Abend geworden; Dämmerung kriecht aus den Tälern zu uns hoch. Die Zweihundert haben sich um das große Feuer gelagert. Mächtig rauschen die Flammen auf, und den freien Raum zwischen dem hell lodernden Feuer und der vom nächtlichen Dunkel verschluckten Meute füllt Rubezahl mit seinen Mädels und Jungen, die, jeder eine brennende Fackel in Händen, um das Feuer einen Fackeltanz zelebrieren. „... dann beginnt der Lagerfeuertanz, füllt die Nacht mit Glanz“, dieses Lied erhält hier seinen Sinn.

Das Feuer ist heruntergebrannt. Wir rücken enger an die wärmende Glut heran. Wolfgang Bauer versucht, in einfachen Worten darzulegen, was für ihn Freikörperkultur bedeutet, welches Ziel sich die fkk-jugend stecken sollte. Die anschließende Diskussion macht deutlich, wie vielgesichtig unser Bund doch abgesehen von dem einigenden Ideengut der Freikörperkultur ist, erläutert doch jeder Diskussionssprecher zuvor, woher er kommt und was ihn bewog, gerade zur fkk-jugend zu stoßen.





Viel zu schnell ist bei diesem Gespräch am Feuer die Zeit vergangen. Wir schließen erneut den Ring, ein Abendlied klingt auf, die Fahne wird eingeholt. – Bald hüllt das Schweigen der Nacht unser Lager ein, nur da und dort hört man noch leise Gespräche. Die Gedanken finden noch nicht überall ihre Ruhe. Doch auch das Geflüster verstummt nach und nach, nur die Wachen drehen ihre Runden, und die Schläfer in den Zelten träumen einem neuen Morgen entgegen.

„Der helle Tag ist aufgewacht . . .“

„Bim-bim-bim-bim-bim . . .“ – „Uff! Aufstehen, welches Laster!“ Es ist 7 Uhr 30. Wir liegen alle noch halbverschlafen im Stroh. Von draußen dringt kühle Morgenluft ins Zelt. Was wir doch für Langschläfer sind! Aber nun ist es aus mit dem Träumen. Nachlängerschläfer werden an der Nase gezogen, bis sie hellwach sind.

In der Nachbarkohte wird schon fröhlich gesungen. „Welches Zelt ist wohl zuerst beim Frühsport?“ ruft jemand. Jetzt heißt es sich aber beeilen; man muß doch die Sippenehre verteidigen! Unser endgültiger Entschluß darum: „Raus aus den Federn (!)“ Aus allen Zelten kommen nun die Kameraden mehr oder weniger schlaftrunken zum Vorschein, aber bald schon ist der Frühsport in vollem Gange. „Einatmen, strecken, zusammenkauern, ausatmen“, so hallen Pauls Rufe über die taufrische Lagerwiese.

Irgendwie wird es langweilig. Da kommt das erlösende Wort: „Laurencia!“ Endlich ein vernünftiger Vorschlag. „Wo mag denn meine Laurencia sein“, so singen alle begeistert mit. „Montag“ – Kniebeuge, „Dienstag“ – Kniebeuge . . . Es macht tollen Spaß, aber allmählich wird das zunehmende Stöhnen und Ächzen doch unüberhörbar. „Sonntag“ – wir sind am Schluß angelangt, Gott sei Dank!

Wir waren heute morgen doch wirklich schnell! Vom Erwachen bis zum Muskelkater haben wir nur wenig Zeit gebraucht.

Wie kommt der Regenwurm in die Marmelade?

Termiten sind immer gefräßig. Deshalb trifft unser Zeltname „Termitenhügel“ auch gut auf uns zu. Und weil wir so gefräßig sind, ist es auch ganz still bei unserem Frühstück, und nur ein Schmatzen ist zu hören. Plötzlich ein schriller Schrei! Brigitte ist aufgesprungen,

steht da mit gespreizten Fingern, blickt auf das angebissene und dann fallengelassene Brot: in der roten Marmelade windet und kringelt sich ein durchgebissener Wurm!

Stumm stehen wir um das Brot herum und staunen die mit Würmerfleisch angereicherte Konfitüre an. Rübezahl faßt sich als erster. Mit einem Messer nimmt er die Wurmteile von dem Brot und wirft sie in den Bach. – Als wir versuchen weiterzuessen, gelingt das einigen sogar. Die meisten aber trainieren für einen Hungerstreik . . .

(Anmerkung von Rübezahl: Gordia hat gestanden, die Marmelade unterwegs ausgekippt und wieder zusammengekratzt zu haben, ohne dabei auf unsere Vegetarier Rücksicht zu nehmen. Die Küche ist also unschuldig!)

Straßenbekanntschaft und noch etwas mehr

Gut gelaunt ziehen wir acht aus der „Wildsauhle“ die Landstraße entlang und singen unsere Fahrtenlieder. Unterhöfen, Oberhöfen, Unterohrn, Oberohrn. Eine Frau kommt uns entgegen. Sie hat schwer zu schleppen an einer Tasche und einem großen Korb. Wir nehmen ihr die Last ab und begleiten sie zu ihrem Haus. Sie fragt nach Woher und Wohin, und als sie hört, daß wir noch bis Öhringen tippeln wollen, sagt sie in ihrem schwäbischen Dialekt: „Na, da kommt erscht mal rei, i geb euch was, bei mir kriegt ihr was. Ihr habt doch sicher Durscht.“ Wir stimmen freudig zu, denn wir sind wirklich durstig.

In der gemütlichen Bauernstube unterhalten wir uns erst einmal mit der netten Frau. Sie zeigt uns voller Stolz Bilder von ihrem Sohn, von ihrer Heimat, erzählt uns nette kleine Geschichten. Und zwischendurch läuft sie immer wieder hinaus; wir hören sie in der Küche hantieren.

Sie beginnt den großen runden Tisch abzuräumen, eine frische Tischdecke aufzulegen, Kaffeetassen hinzustellen. Uns läuft das Wasser im Munde zusammen . . . Und nun holt die Frau auch noch acht Teller aus dem Schrank, gruppiert sie nett auf dem Tisch, verschwindet wortlos wieder in der Küche.

Wir sehen uns verständnislos an, wissen nicht recht, was wir davon halten sollen. Bisher hatten wir vermutet, die Frau würde uns ein Glas Fruchtsaft vorsetzen, und nun wird uns eine festliche Kaffeetafel gedeckt. Wir sind gespannt wie die Regenschirme, vor allem auf das, was gleich auf die Teller kommen wird.

Eine riesige, dampfende Kaffeekanne wird mitten auf den Tisch gesetzt, 2 Minuten später folgen Zucker und Milch. Unsere Spannung steigt aufs äußerste, als die Bäuerin zum dritten Mal erscheint. Diesmal hält sie eine große Kuchenplatte, auf der – acht riesige Bauernschnitten liegen, dick mit Quark belegt.

Wir verfallen in laute Freude und setzen uns strahlend an den Tisch; unsere Mastkur beginnt. – Immer wieder feuert die Frau uns an und drängt und drängt. Aber nach dem dritten Stück sind wir – wie man so schön sagt – zum Platzen voll. Wir singen zum Dank unsere schönsten Lieder und wollen uns mit vielen Dankesworten verabschieden, aber die Frau läßt uns noch nicht fort. Sie holt einen Kalender hervor und fragt, wie lange wir noch in Untersteinbach bleiben. Und als sie hört, daß wir noch über eine Woche bleiben, läßt sie uns acht für Sonntag – zum Mittagessen ein . . .

Wir sind wieder auf der Landstraße. Aber unsere Gespräche kreisen nur um das Erlebte. Und vor allem: wir freuen uns auf den nächsten Sonntag, – auf das Mittagessen.

Wir sind trotz der glutheißen Sonne marschiert . . .

Das ganze Lager ist von der Süßmostkellerei Öhringen zu einer Besichtigung mit anschließendem Traubensaftgelage eingeladen worden. So weit ganz schön, aber . . . bis Öhringen sind's 20 km, und der Tag scheint heiß zu werden!

9 Uhr. „Stutengarten“ und „Maulwurfshügel“ starten als erste zur Wanderung. Die Sonne brennt schon ganz schön, und da es statt „Stutengarten“ richtiger „Fohlengarten“ heißen müßte, bremse ich erst einmal ein wenig die Eile. – Es geht durch den Wald. Der schmale Pfad schlängelt sich durch Gebüsch, Gestrüpp, endet schließlich in einer Schlucht, die an Karl May erinnert. Aber dann sind wir draußen zwischen den Weinbergen. Der Blick geht endlos weit.

11 Uhr. Wir müssen zur Landstraße hinunter, da wir sonst nicht rechtzeitig ans Ziel kommen. Die Luft zittert über den Weizenfeldern. Etliche laufen barfuß – es geht so leichter. Und keiner macht schlapp. Als Walter für jeden gerade einen sauren Bonbon verteilt, geht es mir durch den Kopf, wie relativ doch wenig und viel ist.

12 Uhr. Bis Öhringen sollen es nur noch zwei Kilometer sein. Aber wie das bei Wanderungen so ist, nehmen diese zwei Kilometer gar kein Ende. Und schließlich versperrt noch eine

Baustelle den Weg und zwingt uns zu Balanceakten über schwankende Bretter. Aber dann – wir wagen es kaum zu glauben – sehen wir die Türme der Stiftskirche ganz nahe. Wir haben es geschafft.

Das Bad im Michelbach

Die Süßmostkellerei in Öhringen war noch weit, und dabei stieg die Sonne immer höher, brannte sie immer kräftiger auf uns herunter. Jetzt irgendwo ins Wasser springen können! Doch zunächst führte uns die Landstraße erst einmal in ein kleines Städtchen, Michelbach geheißten. Singend zogen wir ein, und so manches erstaunte Gesicht schaute freundlich aus den Fenstern. Im Schatten der Kirche machten wir Rast. Die Älteren studierten die Karte. Ob man nicht doch noch irgendwo . . .? Am Michelbach entlang führte ein schmaler Feldweg. Ein Umweg zwar nach Öhringen, aber – keine Häuser weit und breit am Weg . . .

Unsere Spürnase hat uns nicht getrogen. Der Pfad führt an einem Hang durch die Wiesen und wird immer einsamer. Nur in der Ferne hin und wieder ein Heuwagen. Unten gluckert und rauscht der Bach verlockend, und plötzlich wird der von allen schon längst gedachte Gedanke laut! Eine Wache wird postiert, und dann stürmen wir anderen den Hang hinunter, wo eine Ausbuchtung des Baches geradezu zum Baden einlädt. Schnell fliegen die schweißigen Kleider vom Leibe, und gleich darauf tobt eine frohe Meute im Wasser, froh über die Abkühlung und Erfrischung, die uns das Weiterwandern leicht macht und unsere schon ein wenig angetrocknete Stimmung wieder in Form bringt.

Das Gewitter

Ich werde dadurch wach, daß mir der Regen plätschernd ins Gesicht läuft. Also doch! Beim Abendkreis hatte Werner uns schon gewarnt: es seien Gewitter gemeldet. Aber ich hatte es nicht glauben wollen, es war doch gar nicht schwül gewesen.

Doch nun trommelt der Regen gegen die Kohtenwände. Als ein Blitz den Himmel aufsplittert und mit fürchterlichem Donner wieder zuknallt, zucke ich jäh zusammen. Auch die anderen sind wach geworden. Durch das Rauchloch strömt der Regen ins Zelt. Eine kleine Panik bricht aus. Jeder versucht, Decken und Schlafsack vor dem Wasser zu schützen. Wo sollen wir in diesem Durcheinander die









Abdeckplane finden? Klaus hat einen rettenden Einfall: er zieht aus dem Rucksack eine alte Wachstuchtschlecke hervor und dichtet damit schleunigst das Loch ab. Das wurde aber auch Zeit! Er darf unserer Dankbarkeit gewiß sein!

Bärbel hat am meisten Pech gehabt. Ihr Schlafsack war schon völlig durchnäßt worden, ehe sie es gemerkt hatte. Wir geben ihr alle Decken, die wir entbehren können. Allmählich kuschelt sich alles wieder ein. Wir lauschen dem Regen. Er trommelt uns mit seinem monotonen Geräusch ganz sacht wieder in den Schlaf...

Morgen. Die Sonne strahlt wieder. Aber als wir aus der Kohte steigen und hinüber zum Frühsport laufen, kommen wir uns vor wie auf einer Wattwanderung. Und das anschließende Gehopse kann man wohl kaum Frühsport nennen, eher schon Schlammbad. Um die Dusche werde ich nun doch nicht herumkommen. Dabei hatte ich heute nacht schon gehofft, mich nicht waschen zu müssen, weil es regnete...

Das olympiaverdächtige Spatzennest

Hindernislauf! Wir müssen gegen den „Bärenzwinger“ antreten! Nachdem die ersten Zeltgemeinschaften gestartet sind, meint unser Harald: „Wenn wir ganz fest zusammenhalten, schlagen wir die anderen glatt.“ Wir müssen die Hindernisse in weniger als vier Minuten bewältigen, – so denkt wohl jeder von uns. Und wir glauben alle an unseren Sieg.

Wir sind dran! Affen aufgeschnallt! Am Start bindet man unsere Hände zusammen und schlingt ein Seil um unsere Meute. Die vom „Bärenzwinger“ schauen zu uns herüber...

Da ertönt der Pfiff! Schnell lösen wir uns gegenseitig die Fesseln, schon renne ich vor, hopp! über den hohen Balken, lege die Decken für die Tragbahre bereit. Da sind auch unsere übrigen, jeder Griff sitzt, Bahren fertig, die beiden Kleinsten rein, los! Aber auch die „Bären“ rennen drüben schon, haben gleichzeitig mit uns ihre Klamotten in die Affen gepackt, laufen gleichzeitig mit uns zurück zur Schnur. Aber ihre Hundepyramide klappt nicht. Während unsere Pyramide behutsam den Meter kriecht, blicke ich mit einem Auge rüber. Die oberste kann sich nicht halten, rutscht runter, reißt die andern mit...

Wir brauchen uns nur noch schnell anzuziehen, schon ist der Letzte fertig, aber da hat Töni seine Hose in der Aufregung verkehrt

rum an, muß noch mal raus, wird nervös, vertoddert sich. Wir machen's mit unserem Geschrei nur noch schlimmer, – endlich! Trotz Töni: wir haben gesiegt. „Hurra – 3,10,8 – duftige Zeit!“

Mist - Pilz - Regen - Fliegen - Käfer ...

Alle Rollen sind verteilt. Die Gruppen schleichen durch Gebüsch und Unterholz. Es gilt, den Partner zu finden, ohne daß man selbst weiß, wie der Partner heißt und wo er steckt. Der Kamm der Kampfrichter ist geschwollen vor Stolz. Sie allein wissen, daß der „Käfer“ zum „Mist“ gehört, die „Fliegen“ zum „Pilz“, der „Wurm“ zum „Regen“ und der „Bussard“ zu den „Mäusen“. Wer sich zuerst findet und die sich ergänzenden Stäbe ins Ziel bringen kann, ist Sieger. Das ist einfacher gesagt als getan, denn die „feindlichen“ Gruppen suchen das natürlich zu verhindern!

Der „Mist“ beginnt den Reigen. Durch Gottes grünen Wald schallt es aus rauhen Kehlen: „Mi-i-i-st!“ Doch kein „Käfer“ rührt sich. Die „Käfer“ sind entweder am Dösen oder haben sich für eine andere Kost entschieden. Kann man ja auch keinem anständigen Käfer zumuten, sich mit Mist zu begnügen. Wieder schallt es „Mi-i-i-i-st!“, diesmal schon eindringlicher, bald vorwurfsvoll. Der Mist fängt schon an zu gären, doch der Mühe Lohn bleibt nicht aus. Aus dem weit durch die Wälder hallenden Geschrei von „Fliegen“ und „Wurm“ und „Bussard“ löst sich der „Käfer“, kommt näher, und nach einem vorsichtigen Abtasten wird schließlich eine möglichst geräuschlose aber trotzdem fröhliche Käferhochzeit auf dem Mist gefeiert. Mit List und Tücke noch die Stäbe ins Ziel gebracht: Hurra! Der Apfelsaft wird unser sein!

Ganz anders das Schicksal des „Mäuse-Bussard“. Nach einer harten Rollerei mit den „Fliegen“, bei der – es ist kaum zu glauben – der „Bussard“ die meisten Federn (sprich Wollfäden) lassen mußte, hat der Stabträger sich zwar noch mit den „Mäusen“ vereinigen können, aber als der Chef der Bande nun zum Angriff ruft, um die „Mistkäfer“ zu überlisten, die Stellung um den Trophäenhort herum bezogen haben, da sitzen die Mäuse zwischen den Waldbeeren und üben sich in vegetarisch. Und nur mit Mühe gelingt es dem Mäuserich, seine verschlickerte Schar auf den Feind zu hetzen.

Derweil sucht der „Regen“ noch immer seinen „Wurm“. „Re-e-gen“, schallt es durchs Gebüsch. Und da endlich scheint die glückliche Vereinigung bevorzustehen. „Ke-e-e-p“, kommt

es zurück. Der „Regen“ ahnt nichts von seinem „Wurm“ und fällt auf die Keep-Rufer herein, die sich als „Mistkäfer“ entpuppen. Die Katastrophe ist nicht mehr abzuwenden, und nach erbitterter Gegenwehr wird der Mistkäfer unbarmherzig vom Regenwurm verzehrt.

(Übrigens: Wenn das Spiel hier nicht abgebrochen worden wäre, liefen die „Fliegen“ vielleicht noch heute im Untersteinbacher Wald umher und suchten ihren „Pilz“ ...)



Herrinnen im Lager!

Für die Jungen ist heute ein Rauf-Geländespiel vorgesehen, da sollen wir zu Hause bleiben. Wir könnten ja an Arbeitsgemeinschaften teilnehmen!

Doch daran ist für die nächste Stunde gar nicht zu denken. Wir haben etwas entdeckt: wir müssen uns erst einmal hausfraulich betätigen; denn man kann sich ja denken, in welchem Zustand unser Zelt von den männlichen Bewohnern, die gleich nach dem Frühstück abmarschierten, verlassen wurde. Da muß Ordnung geschaffen werden. Geschirrspülen gehört dazu, in und vor dem Zelt aufräumen und natürlich das schönste von allem: Schuheputzen. Es ist ja eine Heidenarbeit (16 Paar!), aber es macht uns immer mehr Spaß. „Mal sehen, wie die Jungen nachher staunen werden!“ Wir sind so recht in unserem Element, und außerdem freuen wir uns schon auf die überraschten Gesichter. Es ist „nachher“. Die ersten Heimkehrer zie-

hen durchs Lagertor ein: die Verletzten. Einer trägt seinen Arm in der Schlinge, andere humpeln. Das kann ja noch heiter werden, denken wir. – Endlich kommen auch unsere Jungs. Doch sie sind so sehr mit sich beschäftigt, so voll von dem Erlebten und noch so aufgeregt, daß sie unsere Überraschungen gar nicht sehen.

Wir sind doch ein wenig enttäuscht. Aber als wir sie am Abend ganz sacht darauf aufmerksam machen, merken wir doch, daß wir ihnen eine Freude gemacht haben. Und darüber sind wir glücklich.

Aus dem Tagebuch einer Fußkranken

Nun kann man ja als Fußverletzte im Lager nicht allzu viel erleben. Man liegt im Zelt, trauert der verlorenen Zeit nach und versucht gleichzeitig, die Zeit auf jede mögliche Art totzuschlagen. Glücklicherweise gibt es aber unter uns noch einige starke Kavaliere... So nahm mich vorhin ein kräftiger Junge auf den Arm und brachte mich zu der Arbeitsgemeinschaft „Umgang mit Menschen“.

Ich hatte mich für diese Arbeitsgemeinschaft entschieden, weil ich hoffte, ein klein wenig von meiner Scheu vor anderen Menschen, in erster Linie Vorgesetzten, aber auch vor einem größeren Kreis Gleichaltriger, zu verlieren. Ein bißchen gewann ich schon an Selbstvertrauen als ich sah, daß außer mir noch eine ganze Reihe von Mädeln und Jungen, wohl mit ähnlichen Gedanken wie ich, zu der Arbeitsgemeinschaft gekommen war.

Wolfgang, als Leiter, stieg gleich mitten ins Thema. Er sprach z. B. davon, wie man am besten eine Bewerbung schreibt, seine Arbeitskraft anpreist und vorteilhaft verkauft. Man kann hier viel von der Werbung lernen, die bei ihrer Anpreisung heute ja äußerst geschickt vorgeht. Wir merkten das an einem Beispiel, wie die Benutzung von TEE-Zügen schmackhaft gemacht wird. Als wir uns überlegt hatten, wodurch der Bericht so besonders ansprach, versuchten wir, einmal in eigener Sache Reklame zu machen. Wir stellten eine Vertreterin, die für das Sommerlager, und eine andere, die für das Schilager warb. Wir Zuhörer machten es diesen beiden „Werbedamen“ ziemlich schwer. Jeder von uns suchte nämlich alle erdenklichen Gründe, die gegen das Sommer- bzw. Winterlager sprachen, anzubringen. Aber die beiden Mädchen zogen sich mit Humor und viel Geschick aus der Affäre.

Das Ganze hat uns viel Spaß gemacht. Ich bin schon gespannt auf die nächste Arbeitsgemeinschaft.

BLAUBEEREN

Irgendjemand hatte uns beim Frühstück gesagt, daß es oben im Walde Blaubeeren gäbe. „Da müssen wir heute nachmittag hin!“ hatte Töny, das größte Leckermaul aus unserm Zelt, sofort gerufen. Reinhard, unser Zeltführer, hatte „Ja“ gesagt, und so sind wir gleich nach dem Mittagessen losgezogen.

„Puh!“ keuchen die meisten, als wir den Berg erklommen haben, aber dann stimmen wir ein lustiges Lied an und singen, bis die ersten Blaubeersträucher sichtbar werden. „Och, da sind ja fast gar keine dran“, geht ein Murren durch unsere Meute. „Dann müssen wir eben noch ein bißchen weiterlaufen“, meint Ines, und das tun wir denn auch. Aber langsam werden alle ungeduldig. „Laßt uns da drüben hingehen“, meinen die einen. „Nein, dahin!“ rufen die anderen. Schließlich stimmen wir ab und wählen einen Hang, von dem die meisten glauben, daß wir dort etwas fänden.

Wir haben recht gehabt. Mit einem wilden Indianergeheul stürzen wir uns auf die großen Stauden. Man sieht nur noch eifrige Hände und fleißiges Bücken. „Hier sind die größten Beeren!“ rufe ich und bereue es sofort. Denn schon kommt die ganze Schar und stürzt sich über meine Sträucher. Wir können nicht genug bekommen. So etwas gibt's bei uns in Berlin eben nicht.

Wir sind schon längst satt. Und nun wissen wir mit unserem Übermut nichts rechtes anzufangen. Da kommt einer auf einen herrlichen Gedanken. Wir bemalen unsere vom Essen schon verschmierten Gesichter noch mehr mit Blaubeersaft. Kinder, ist das schön! So hübsch waren wir selten.

Zelte und Puppen

Merkwürdig, welche gigantischen Formen die stummen Zelte gegen den nachtdunklen Himmel bilden. Bald gaukelt mir das nächtliche Bild eine Herde kampfbereiter Riesen vor, dann wieder sind es urweltliche Tiere, die stumm und ergeben die Dämonen der Nacht erwarten. Du meinst, das passe nicht mehr in unsere aufgeklärte Welt? Warst du schon einmal allein auf Wachtposten vor einem großen Lager, das so unerwartet ruhig ist?

Ich erhebe mich von meinem Wiesenplatz und schlendere an den geduckten Schatten vorbei zum Palaverzelt. Man sollte nicht glauben, daß hier die Teilnehmer des Lagers versammelt sind. Wenn nicht ab und zu ein Lachen über den Lagerplatz huschte, könnte man

nicht wissen, daß das Zelt bis auf den letzten Strohhalm gefüllt ist.

Behutsam schiebe ich die große Plane beiseite. Gebannt sehe ich vor mir zweihundert Augenpaare, die an mir vorbei einen Vorgang verfolgen, den ich noch nicht sehen kann. Es ist doch etwas Erstaunliches an Menschaugen. Da sind aufgerissene Kinderaugen neben skeptischen Bubengesichtern und verträumten Gretchenblicken genauso auf die Bühne gerichtet wie die schelmischen Helenenaugen und die schmunzelnden Gesichter der Erwachsenen. Diese lebenden Spiegel strahlen nun den Schein des frohen Erlebnisses wider, und die lachenden Münder brechen hin und wieder weit auf zu befreiendem Gelächter.

Was diese Gesichter sehen? Ein bißchen Holz, ein wenig Draht, ein Quentchen Stoff, dazu ein paar Tupfer aus dem Malkasten. Das alles an Fäden, die den Puppen (hast du es erraten?) für Minuten wunderbares Leben schenken, das nicht nur Kinderherzen höherschlagen läßt. Tanzende Marionetten, die traurig und überschwänglich sein können, die uns den



Julia
Schiedt

Wolfs-
rudel
147

Zerrspiegel unseres hektischen Lebens vorhalten oder ganz einfach das Tanzbein wie in alten Zeiten schwingen. – Sieht man es dem Manne, der die Fäden in Händen hält, nicht an, daß er mit seinen Puppen lebt, daß er ihnen seine Seele gibt? Strahlt sein Gesicht nicht auch Freude aus, die Freude, anderen

Menschen ein paar frohe Stunden schenken zu können?

Ich trete in die Nacht zurück. Hier spielen meine Nachtgeister. Doch erscheinen sie mir nun viel freundlicher, und ich spiele in Gedanken mit diesen Riesenpuppen mein stummes Spiel.

Unsere Kothen im Regen und Sturm

Das Wetter sollte schlecht werden. Mit dieser Prophezeiung endete ein sonniger, heißer Tag. Am nächsten Morgen sieht man einige eifrige Photographen auf Jagd, die die letzten Sonnenstrahlen noch ausnutzen wollen; denn immer stärker bedeckt sich der Himmel, und bald beherrschen Wolken das Feld.

Schon beginnt der Wind an den Zelten zu reißen und zerren, und im Lager herrscht plötzlich eine emsige Geschäftigkeit. Niemand will gern mit seinem Zelt oder mit seiner Kohte davonschwimmen, und so bequemen sich endlich auch die letzten dazu, um ihre Behausung einen Graben zu ziehen. Die Kohten werden neu gespannt, Deckplanen, die bisher nur provisorisch und locker auf den Kreuzen lagen, werden mit langen Leinen gestrafft und befestigt; Häringe müssen erneuert oder tiefer in die Erde geschlagen werden. Band, Beile und Messer wandern hin und her. Einige holen sich bereits aus den Tiefen des Gepäcks ihr Regenzeug hervor. Und alle haben es sehr eilig.

In der Mitte des Lagerplatzes knallen die Fahnen und die Wimpel. Der Wind ist stärker geworden und die Wolken dicker und dunkler. Bald aber stehen Kohten und Zelte gut gespannt und gut gesichert, – so hoffen wir. Regen und Sturm können uns nichts mehr anhaben.

Bis zum Abend ereignet sich nichts. Wir sitzen im Palaverzelt und hören interessiert Herrn Dr. Ockel zu. Plötzlich aber geht eine Bewegung durch die Sitzenden, Hockenden und Liegenden, und die Aufmerksamkeit richtet sich für einen Augenblick auf ein nur allzu bekanntes Geräusch. Der erste Regen prasselt auf das Zelt. –

Nach dem Schlußlied rennen und stolpern die einen zu ihren Zelten, warten die anderen, daß es vielleicht gleich aufhören möge. Doch da können sie lange warten!

Als die „Dachse“ in ihre Höhle kommen, müssen sie feststellen, daß zwei Schlafsäcke bereits halb naß sind. Eigene Dummheit! Warum haben sie den Eingang nicht ganz geschlossen! Ein furchtbares Gedränge setzt jetzt ein, denn schließlich darf niemand die Kohten-

bahnen berühren, und wir liegen so eng, daß man sich kaum umdrehen kann. In den übrigen Zelten scheint es auch noch Schwierigkeiten zu geben. Der Lärm im Lager läßt das jedenfalls vermuten.

Ob unsere Kohte diesem Wetter standhält? Das ist die Frage, die uns alle beschäftigt. Und skeptisch hören wir auf den peitschenden Regen und auf den Sturm, der an den Wänden rüttelt, an den Leinen zerrt und wild unter das Kohtendach faßt.

Eine unruhige Nacht. Ich wache oft auf, höre Stimmen, höre Flüche. Ein Windstoß wirft das Geschirr vom Ständer. Es klappert und schepfert. – Einmal sind wir alle wach. An einigen Stellen tropft es durch. Alescha schimpft, Angelika jammert, und da fällt einem „Dachs“ endlich ein, daß er irgendwo noch einen Poncho hat, den man eigentlich über alle legen könnte.

Gegen Morgen wird die Kohte der härtesten Probe ausgesetzt. Der Sturm ist so stark, daß wir nur auf den Moment warten, da das Zelt-dach fortfliegen würde. Es heult, knattert und prasselt. Die Kohte schwankt, – aber sie hält stand.

Dann schlafe ich wieder ein. Als wir geweckt werden, regnet es immer noch. Wie lange soll das noch dauern?

Vom Klapperstorch?

Als der Gong die 10- bis 14jährigen zu einem Nachmittag mit dem Sexualpädagogen Dr. Ockel rief, mag sich für manch einen der Älteren unter uns die Frage erhoben haben: Was brauchen wir hier einen Sexualpädagogen? Wir sind doch fkk-jugend, unsere Jugendlichen sind doch aufgeklärt, sauber, verantwortungsbewußt! Die Aussprache gab ihnen weitgehend recht, denn wohl der größte Teil wußte Bescheid über den wunderbaren Vorgang der Entstehung menschlichen Lebens. Das aber sollte uns nicht dazu verleiten zu glauben, wir hätten das Geld, das uns die zwei Tage mit Herrn Dr. Ockel kostete, sparen sollen. Wir müssen im Gegenteil der Bundesführung dafür danken, daß sie diesen einzigartigen Arzt und Psychologen auf den Simonsberg holte.

Wenn uns Herr Dr. Ockel klarmachte, daß die Beziehungen zwischen den Geschlechtern etwas Natürliches, von Gott Gewolltes sind und also nichts Schlechtes, Häßliches sein können, so war das für uns als fkk-jugend nichts Neues. Der größere Gewinn lag in dem „Wie“ des „Wie sag ich's meinem Kinde“. Es war das erste Mal, daß ich einen Menschen

















erlebte, der sich nicht mit dem Erklären der natürlichen Gegebenheiten zufriedengab. Herr Dr. Ockel scheute sich nicht, den nächsten Schritt zu tun und erklärte und unterwies uns, wie wir selbst die Sache anpacken können, ohne den schmutzigen Straßenjargon benützen zu müssen (oder hochwissenschaftlich zu werden), weil uns einfach die rechten Worte fehlen. Dieser Punkt wird meines Erachtens von den Erwachsenen zu wenig beachtet. Wenn man z. B. einem Kinde Verniedlichungen für ein Geschlechtsteil sagt oder es gar überhaupt nicht direkt in Worten ausdrückt, so bekommt das Kind sehr schnell heraus, daß man doch nicht gern über diese Dinge spricht. Damit ist ihm aber die Grundlage für weitere Gespräche entzogen bzw. gar nicht erst gegeben, denn daß die Ausdrücke, die es auf der Straße hört, schmutzig sind und vor den Eltern verschwiegen werden müssen, weiß es.

Treffender konnte die Notwendigkeit, auch in unseren Reihen die Begriffe zu klären und uns in ihrem selbstverständlichen Gebrauch zu unterweisen, nicht demonstriert werden als durch den Einstieg in den Vortrag. Dr. Ockel fragte einen von uns, ob er noch an den Klapperstorch glaube. Der Junge verneinte entschieden, aber antwortete auf die Frage, woher die Kinder denn kämen, nach kurzem verdutzten Schweigen schließlich verlegen und verdattert: „Vom Klapperstorch!“

Der Überfall, der keiner war

Es ist ein wunderschöner Abend. Der Himmel ist klar, die Sterne funkeln, und der Mond ist fast kreisrund. Es fehlt ihm nur noch ein ganz kleines Stückchen. – Alle fünfzehn Minuten mache ich meinen Rundgang um das Lager, vorbei an jedem Zelt, den schwarzen Kohten und vorbei an den im Nachtwind flatternden Wimpeln. Von der anderen Seite, von der Barriere her, höre ich die Schritte der anderen Wache.

Nach meinem letzten Rundgang, es ist eben 23 Uhr 15, gehe ich zum Schlagbaum hinüber, um die Wache, die dort postiert ist, abzulösen. Aber niemand will sich heute ablösen lassen. Es liegt etwas in der Luft. Schon den ganzen Tag gingen Gerüchte um, daß die Dorfjungs uns überfallen wollten. Diese und ähnliche Gedanken stehen unausgesprochen zwischen uns und halten uns hier fest.

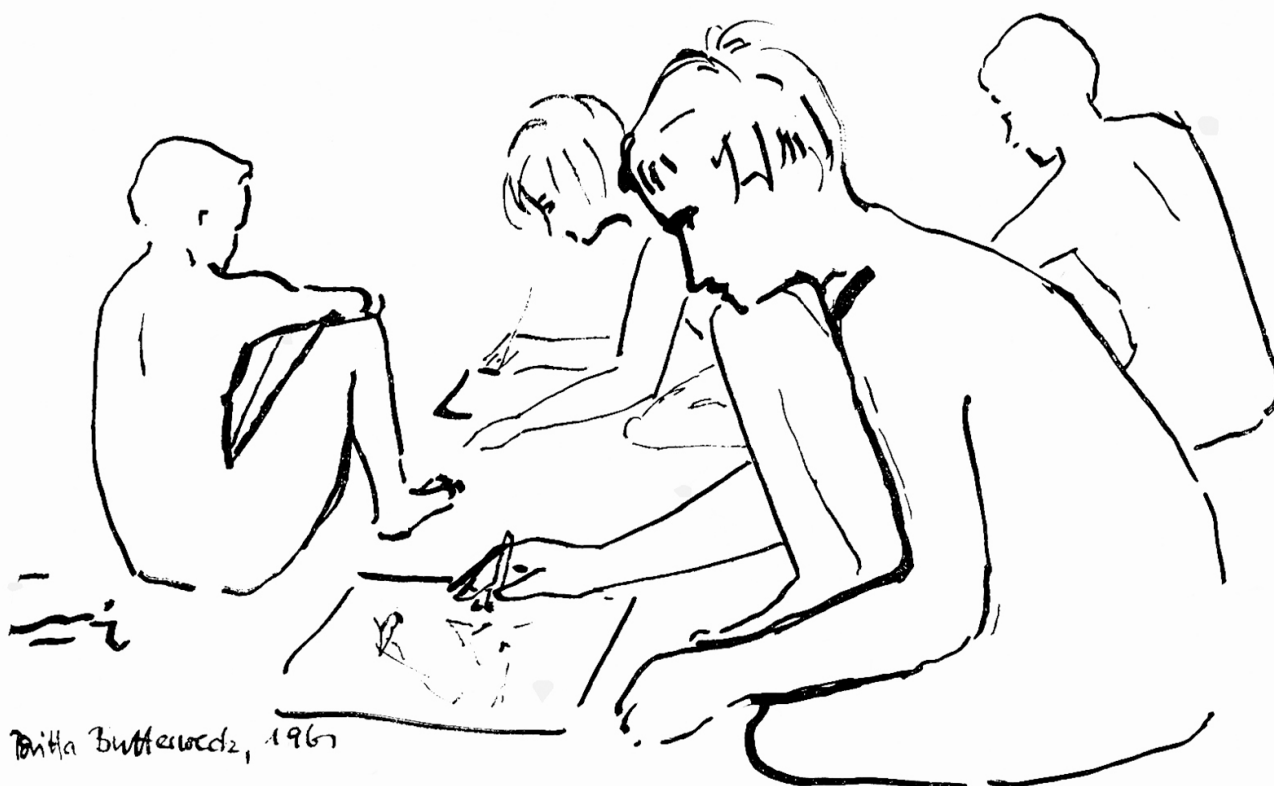
Eine halbe Stunde sitzen wir nun schon am Berghang vor dem Lagertor, ohne ein Wort zu sprechen. Aber keiner, der in dieser Nacht döste oder vor sich hin träumte. – Eben will

ich aufstehen, um wieder einmal meine Runde zu machen, als plötzlich – ja wirklich, da war doch gerade ein Geräusch? Genau gegenüber im Gebüsch! Aber so schnell es gekommen war, war es auch wieder verstummt. Sollte ich recht behalten? Wollen uns die Burschen aus dem Dorf überfallen? Ist das ein Späher? Wir sitzen wie festgenagelt. Jeder krampft seine Hände um die Taschenlampe, um sie im nächsten Augenblick aufleuchten zu lassen.

Eine Minute, zwei Minuten, drei Minuten. Wir warten atemlos auf das nächste Geräusch. Und da! Das gleiche Geräusch wie eben, nur ein Stück weiter. Blitzschnell suchen die Lichtkegel unserer Taschenlampen die Gegend ab. Nichts! Nichts ist zu sehen. Verflixt! – Langsam und leise richte ich mich halb auf, schleiche geduckt und unter Anspannung aller Sinne auf das Gebüsch zu, aus dem das Geräusch gekommen ist. Grell blitzt meine Taschenlampe auf, durchdringt das Buschwerk, tastet den Boden ab. Nichts! Tastet weiter. Und nun kann ich nicht anders als laut auflachen. Ein schöner Überfall ist das! Vor mir auf dem Boden, halbverdeckt von Laub, raschelt – ein Igel, ein richtiger, lebendiger Igel, ein großer, etwa 30 cm langer Igel! Immer noch lachend rufe ich die anderen herbei. Die allgemeine Spannung löst sich. Eine ganze Weile betrachten wir das quicklebendige, schnaufende Tier. Schließlich meint Tante Pavian: „Kommt, den nehmen wir mit, gewöhnen ihn an Milch und haben so für die Lagerzeit ein lebendiges Maskottchen.“ Wir sind begeistert. Aber langsam kommen doch Zweifel auf. Nach zehn Tagen würde uns der Abschied von unserem kleinen Freund sicher sehr schwer fallen, und schließlich ließe man ja auch nicht einfach seinen Freund im Stich... So ziehen wir es vor, uns von unserem Igel zu trennen. Es ist ein richtiger Abschied, denn jeder würde ihn im stillen doch gern behalten. – Aber dann mischt sich in unseren „Schmerz“ doch noch ein anderes Gefühl: vorausempfundene Schadenfreude. Wär's nicht fein, wenn auch die nächste Wachmannschaft von unserem Mecki in Schrecken gehalten würde?

Wir zeichnen

Es begann damit, daß Britta und Dieter ihr mitgebrachtes Zeichenmaterial (Papier, Unterlagen, Kohle) auspackten. Irene war gleich begeistert, und als sich dann ein Mädels beiterklärte, Modell zu sitzen, ging es gleich munter los. Inzwischen ist unser Kreis auf über



Britta Butterweitz, 1967

zwanzig angewachsen, und wir zeichnen alles, was uns vor den Stift bzw. vor die Feder kommt.

Es geht uns nicht um pedantische Genauigkeit. Aber trotzdem muß man das genaue Hinschauen lernen, damit die Zeichnung auch glaubwürdig erscheint. Wir wagen uns an alle Motive: Porträts, Menschen, Landschaften. Und auch die Kleinen unter uns sind begeistert dabei und bringen gruselige Masken oder Lagerfeuerszenen zu Papier.

Unser Gedanke ist, einmal in der Gemeinschaft Anregungen für ein Hobby zu bekommen, das zwar Liebe zur künstlerischen Tätigkeit, etwas Phantasie und Beobachtungsgabe voraussetzt, dafür aber auch innere Ruhe gibt. Es kommt hier im Lager nicht darauf an, fertige Kunstwerke zu schaffen. Wichtig ist nur, daß viele Lust an der Sache bekommen, sehen was man mit wenig Mitteln machen kann; oder auch, daß man mit zu schneller Kritik etwas vorsichtiger wird, wenn man mal gesehen hat, wie schwierig es etwa ist, einen Akt glaubwürdig darzustellen.

Ich glaube, in diesen Stunden bekommt mancher von uns erst so recht Spaß an der Sache und wird sicher jetzt auch von sich aus zeichnen und malen.

Beethoven im Stroh

„Da ist das Band“, sagt Wilfried endlich, und unsere besorgte Wühlarbeit findet ihren Ab-

schluß. Schnell fliegen die ausgekranteten Sachen wieder in den Tornister. Wir kommen zur Morgenfeier gerade noch zurecht.

Ich bestätige Werners fragenden Blick durch ein Kopfnicken. Dann gilt unsere Aufmerksamkeit den Gedanken, die Wilhelm unter dem Leitthema „Helfer der Menschheit“ über Abd el-Kader äußert. Das von uneigennützig-er Liebe zum Mitmenschen getragene Wirken dieses Nichtchristen, der auch in den Vertretern anderer Religionen zuerst den Menschen sah, gibt dem beginnenden Sonntag ein eindrucksvolles Leitbild. –

Werner erläutert den Tagesablauf. Er macht auf die Möglichkeit des Kirchgangs aufmerksam und kündigt für die Freunde klassischer Musik eine besinnliche Stunde im Palaverzelt an. Ich bin gespannt auf die Beteiligung. Ohne eine weitere Erklärung und ohne Ankündigung am schwarzen Brett werden wir vielleicht mit unseren paar Zeltgenossen allein bleiben. Sei's drum! Wir freuen uns schon darauf, seit die Idee geboren wurde.

Die Sonne knallt auf das breite Zeltdach, während wir den besten Platz für das „Orchester“ suchen. Schließlich folgen wir Christas Vorschlag und bauen den Tonspender mitten im Stroh auf. Mit den Köpfen zum Gerät flegeln wir uns strahlenförmig drum herum. „Uff“, entfährt es unserer Murmelfrau, und Wilfried wird leicht nervös, weil er seine einleitenden Bemerkungen gar nicht für ein so zahlreiches Konzertpublikum vorgesehen hat. Wir haben unsere Lagermannschaft un-

terschätzt. Einer nach dem anderen gesellt sich in die Runde, die so groß wird, daß wir den Kreis schließlich erweitern müssen, um nicht an Behaglichkeit zu verlieren. – Draußen versammeln sich die Kirchgänger, verlassen das Lager. Es ist soweit.

Wilfried richtet sich etwas auf und stellt das einzige Violinkonzert Beethovens vor. Er macht auf den sinfonischen Charakter des Werkes aufmerksam, erläutert seine persönlichen Eindrücke unter Hinweis auf die Ausführungen eines Konzertführer. Einige Freunde ergänzen...

„Klack“, meldet sich das Tongerät. Ich schließe die Augen.

Es ist so still, daß ich spüre, wie der Dirigent den Taktstock hebt. Ein wunderbares Glücksgefühl begleitet die ersten Klänge. Dann verlassen wir das wohlige Stroh, das sonnenbeschienene Zelt, das Lager, um ganz ergriffen von der Reinheit der Strömung in die musikalische Welt getragen zu werden. Welche innige Freude über die uns umfangende Harmonie und Schönheit. Die tönernen Wellen spielen übermütig mit uns, sie nehmen uns mit in die Tiefe, werfen uns hoch hinauf und fließen schließlich wieder ganz klar und andächtig dahin. Ich spüre einen beglückenden Frieden in mir und meine, am ewigen Leben teilzuhaben. Es ist eine Gnade, Mensch sein zu dürfen.

Für einen Augenblick tauche ich wieder auf; mein Bein ist eingeschlafen. Ich will mich geräuschlos umdrehen. Trotz des Kraftaufwandes fürchte ich zu stören. Während ich lediglich mein Gewicht verlagere, bemerke ich die vielen unbemerkt ins Zelt geschlichenen Freunde. Sie hocken oder liegen musikversunken im Stroh. Es ist leiser als im Konzertsaal; wir würden lieber ersticken als zu husten beginnen. Auch raschelt niemand mit Bonbonpapier.

Mich packt von neuem die Musik. Die Violine führt das tänzerisch bewegte Thema zum Schlußsatz. In fröhlicher, ja, ausgelassener Stimmung werde ich mitgezogen, hinein in diese beglückende, unendlich reiche Lebensfreude, die die Schönheit der eigenen Erlebnisse ungetrübt zum Leuchten bringt.

Dann ist das Konzert zu Ende. Applauslos. Fast verstohlen packen die Künstler die Instrumente ein und verlassen das Podium auf Zehenspitzen. Schweigen.

Wir liegen im Stroh und schauen auf das braune Band, das sich weiterdreht, gleichmäßig und tonlos.

„Klack“, verabschiedet sich das Gerät. – Draußen treffen wir die Freunde, die vom Kirchgang zurückkehren. Auch sie haben Hunger.

Die bösen Zeltgenossen

Heute mittag haben mich die „Maulwürfe“ ganz schön angeschmiert. Sie gaben mir etwas zu essen, was ich noch nicht kannte. Alle versicherten, daß es sehr gut schmeckte. Ich biß also hinein – und verzog sogleich schmerzhaft das Gesicht. In meinem Mund brannte es wie Feuer. Ich schnappte nach Luft. Tränen quollen mir aus den Augen, liefen die Backen hinunter. Oh diese Teufelsbrut! Ich hatte in eine Paprika gebissen.

Willi erzählt Märchen

Die meisten Älteren sind in den Dorfsaal gezogen zur Arbeitsgemeinschaft „Tanz“. Eine andere Gruppe ist mit Robert hinausgegangen, um in die Sterne zu gucken. Wir aber haben uns ums Lagerfeuer gelegt, in Decken gemummelt, und Willi gebeten, uns seine schönsten Märchen zu erzählen.

Zunächst aber zieht noch ein Lied das andere nach sich. Jean und Marie-Claude kommen hinzu, werden bestürmt, uns ein französisches vorzusingen. Mit Hilfe von Karlwilli wird es übersetzt. Es ist eine Ballade, ähnlich wie „Sa-



I. MANN 73

binchen war ein Frauenzimmer“. Wir lernen sie auf der Stelle.

Und dann erzählt Willi, erzählt von einem Fischermädchen aus der Bretagne, – wir summen ein französisches Liedchen; erzählt Erlebnisse der Wasserfee vom Ladogasee, – wir singen russische Volksweisen; erzählt das seltsame Abenteuer eines ungarischen Soldaten, – der „Blankensteinhusar“ schallt durch das einsame Lager; erzählt von der wunderbaren Verwandlung des bosnischen Hirtenmädchens durch die Gunst des Berggeistes, – aber dazu wissen wir keine Melodie. Und so schweigt die Runde, schaut in die Glut und träumt. Vom Hirtenmädchen, von der Wasserfee, von der Weite der Bretagne? Wer weiß...

Unsere Wachmannschaft beim Küchendienst

Mehr als ein Dutzend Jungen und Mädchen sitzen um eine Riesenkiste Wurzeln herum, die geschabt und geschnitten werden müssen. Das wäre gar nicht so schlimm, wenn die Dinger nicht so winzig wären, daß oft die Finger statt der Wurzeln bearbeitet werden, wobei einige Zuschauer doch tatsächlich behaupten, daß unsere Hände das Schaben mindestens ebenso nötig hätten. Eine Frechheit!

Die Jungen machen süßsaure Gesichter. Sie scheinen von dieser Anspannung ihrer Kräfte nicht viel zu halten, und einige machen sogar den Versuch zu entfliehen. Aber eine Flut von Schimpfworten hält sie gerade noch zurück.

Für zwei von uns hat die Küchenmutter eine ganz besondere Beschäftigung: Zwiebel schneiden. „Warum weint ihr denn?“ „Haben Peter und Michael etwa nicht geschrieben?“ Alescha stampft auf. „Hört doch auf! Wir weinen überhaupt nicht!“ Dabei laufen ihr und Elke die dicken Tränen über das Gesicht und hinein in die Zwiebelschüssel. Die Küchenfee tröstet sie: „Wartet, dafür dürft ihr gleich den Obstsalat vorbereiten.“ Und während die übrigen immer noch mit den Wurzeln beschäftigt sind – die Kiste scheint überhaupt nicht leerer zu werden – ärgern uns die eben noch Weinenden mit Pflaumen, die sie in den Mund stecken, und deren Steine sie zielsicher in unseren Kreis spucken.

Mit Hurra wird Wolfgang begrüßt, der seine Laute mitbringt, um das Ganze musikalisch zu untermalen. Und beim fröhlichen Singen geht alles doppelt so schnell – und doppelt so gut natürlich. (Jedenfalls bilden wir uns das ein.) Alte Wandervogel- und Volkslieder werden aus der Mottenkiste hervorgeholt. Nie-

mand kennt den Text, aber wen stört das? – Der Küchendienst macht uns immer mehr Spaß. Jetzt bekommen wir auch noch Kirschsaff, damit wir nicht verdursten. (Vielleicht auch, damit wir nicht fortlaufen...)

Wir glauben, fertig zu sein. Aber das ist ein Irrtum. Zwei volle Sack Erbsen, die wir pahlen sollen, werden angeschleppt. Puh, ist das eine Fummelarbeit! – Es ist sehr heiß geworden, und manch einer hat sich schon einen Sonnenbrand geholt. Doch was tut man nicht alles für ein gutes Mahl! Und schließlich sind auch die Erbsensäcke leer.

Inzwischen ist es Mittag geworden, und das Essen sollte eigentlich fertig sein. Wir rufen nach den Kartoffeln. Ein großer heißer Kübel wird gebracht. Pellkartoffeln. Oh, ist das ein Gewimmer und Gestöhn! Man ruft nach Willi, unserem Sanitäter, daß er sich der Verbrannten annähme, und um die Sache noch interessanter zu machen, erzählt Jürgen von mittelalterlichen Folterungen mit glühenden Kohlen und Eisen. Alles pustet und schüttelt die „Vorderfüße“, und frecherweise fragt man uns, ob wir reif für die Nervenheilanstalt wären. Dem Spötter fliegt dafür eine heiße Kartoffel an den Kopf. Strafe muß sein!

Endlich haben wir auch diese Arbeit geschafft, und wir sind beinahe erstaunt, daß wir frei sein sollen. Mit Bürsten, Steinen und Messern kratzen wir uns die Kartoffelreste von den Händen. Dann geht's mit einem Sprung ins kalte Wasser.

Steinchen am Filmhimmel

Wir sind gerade dabei, Binsen zu ordnen und zu flechten, als Reinhard vorbeikommt und uns zuruft: „Kinder, bei dem schönen Morgensonnenschein muß ich euch mal beim Schwimmen filmen. Holt eure Handtücher und kommt mit!“ Das ist ein Wort, und wir schließen uns mit Freuden an.

Am Becken angekommen, wird erst mal vorschriftsmäßig geduscht. Und dann geht es mit Hurrah! und Juchhe! ins Wasser. Doch, oh Schreck, ist das kalt! Aber was tut man nicht alles für die Kamera. Unsere Wasserscheuste ist zuerst gesprungen, um auch ja in voller Größe auf dem Bild zu erscheinen. Da wollen die anderen nicht nachstehen, und so tummelt sich bald alles in den Fluten und kämpft eine wilde Schlacht um das „Traumboot“. Unser Kameramann muß in Deckung gehen, wenn er keinen Unterwasserfilm drehen will. Auch die Motive sind jetzt weniger vorteilhaft, denn Arme, Beine und nackte Körper quirlen durcheinander, tauchen auf und wie-







der unter, und man weiß nicht, was zu wem gehört.

Peter will sich besonders hervortun und einen klassischen Sprung fabrizieren. Der gelingt ihm auch. Doch als er nach einiger Zeit auftaucht, sehen wir sein Künstlerpech. Sein Bauch gleicht einem Reibeisen, so enge Berührung hat er mit dem Boden genommen. Aber mit dem Lächeln großer Stars geht er über den Vorfall hinweg; schließlich will er nicht als Feigling in die Filmgeschichte eingehen.

Die Sache verliert ihren Reiz, das Wasser ist kalt, und zitternd vor Kälte verlassen wir die Kulisse.

E-dur, H7, A-dur

Heute nachmittag trat zum ersten Mal die Arbeitsgemeinschaft „Klampfenspiel“ zusammen. Achtzehn Mann von der Sorte derer, die schon seit Tagen lernbeflissen aber nichtsdestoweniger atonal auf den Klampfen des Lagers herumklimperten, kamen in den „Maulwurfshügel“, um unter Gerdas und Wolfgangs Anleitung die ersten Begriffe des Klampfenspiels fachgerecht zu erlernen.

Zunächst einmal wurde uns von Wolfgang der Bau der Gitarre erklärt, und dann ging es daran, alle Instrumente zu stimmen. Das war Gewimmer in Potenz und sogar für unsere Ohren ein bißchen viel. Aber dann ging's los! Fingerhaltung. Daumen für die Baßseiten, ersten Finger auf der G-, zweiten auf der H- und dritten auf der E-Seite. Und dann sollten wir alle erst einmal lernen, die Saiten nacheinander ohne merklichen Übergang vom Daumen zum ersten Finger anzuschlagen, ebenso natürlich auch zurück. Allmählich merkten dabei auch die letzten, daß sich das doch einfacher ansah, als es in Wirklichkeit ist. Und darum wurde uns auch der wohlmeinende Rat gegeben, die Fingerfertigkeit und Vertrautheit mit den sechs Saiten der Gitarre in entfernteren Ecken des Lagers durch fleißiges Üben zu erlangen, immer eingedenk des bekannten Spruches von Wilhelm Busch: „Musik wird störend oft empfunden, zumal sie mit Geräusch verbunden.“

Und dann fingen wir Möchtegernkönner sogar schon an, uns den ersten Dur-Griff zu erarbeiten, und zwar E-dur als den, der – wie wir von Meistern auf dem Gebiet erfahren hatten – der leichteste sei. Na ja, leicht ist er vielleicht für Meister. Wir allerdings werden uns in den entfernten Ecken des Lagers schwer ranhalten müssen, wenn wir in der nächsten Stunde schon „Wir sind durch Deutschland gefahren“ hinkriegen wollen...

MORGENFEIER

„Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu schützen und zu achten ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt. Das deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.“ Hell hallen die drei Eingangssätze unseres Grundgesetzes über den Platz. Vollzählig versammelt wie an jedem Morgen steht unsere Lagermannschaft in der Runde um den Fahnenmast. „Die Würde des Menschen“, um sie geht es uns in allen unseren Morgenfeiern, von denen diese aber wohl die eindrucksvollste bisher ist. Im Wechsel rufen uns Uli, Roswitha und Gerald die ersten fünf Artikel der Grundrechte zu, die – wenngleich sie vielleicht ein jeder in der Schule gelernt hat oder lernt – erst hier in der Gemeinschaft von Mädchen und Jungen aus Köln und Nürnberg, Hannover und Berlin, in der Gemeinschaft von Franzosen und Deutschen, Schweizern und Österreichern, in der Gemeinschaft von Katholiken und Protestanten, Neupostolischen und Freidenkern in ihrer Bedeutung recht erkannt werden, in ihrer Bedeutung nicht zuletzt für uns, denen das Bekenntnis zur Nacktheit ein Bekenntnis eben zur Würde des Menschen ist, denen in der noch nicht aufgeklärten Öffentlichkeit jedoch immer wieder in Verkennung unserer wahren Bestrebungen vorgehalten wird, wie würdelos ihre Nacktheit sei.

Aber nicht nur um die Würde des Einzelnen geht es in der heutigen Morgenrunde unter verhangenem Himmel. Es geht auch um die Würde unseres ganzen Volkes; und als Gerald die Präambel des Grundgesetzes verliest, das einmal für das gesamte deutsche Volk die Grundlage einer gemeinsamen Ordnung bilden soll, wird wohl den meisten bewußt, wie sehr diese Würde im anderen Teil unseres Vaterlandes mißachtet wird. Ich muß an die Nachrichten denken, die an den vergangenen Abenden in der Schlußrunde verlesen wurden: zu Tausenden flüchteten Menschen aus der Zone nach Westberlin. Und ich muß gleichzeitig daran denken, wie laut verschiedener Zeitungsberichte ein nicht geringer Prozentsatz unserer Mitbürger diese Massenflicht kommentierte: Nun gebe es doch wohl endlich mehr Haushaltspersonal...

„Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Wir haben manchmal Grund, die Öffentlichkeit und die Gesetzgeber auf dieses und die weiteren verbrieften Grundrechte aufmerksam zu machen. Um nichts weniger aber ha-

ben wir auch allen Grund, uns auf die Verpflichtungen zu besinnen, die aus solchen Grundrechten erwachsen.

Nibelungenwettkampf

Was für eine tolle Sache war doch der erste Teil des Nibelungenwettkampfes! Lokomotivhaft prustend traf unser Haufen, die Altersklasse 14 bis 17, hochoben auf dem Waldweg am Start ein. Eben kamen uns schon die zuvor kämpfenden eichenlaubgekrönten Sieger entgegen. Zitternd standen wir am Start, zitternd nicht etwa vor Kälte, sondern vor Aufregung.

Auf die Plätze – fertig – los! Ich hatte einen guten Start! Wo ist nun eine Lücke? Ah, da! Schon hatte ich das Hauptfeld überholt und nur noch zwei Gegner vor mir. Langsam aber sicher kam ich an die beiden heran und überholte sie. Fünfzig Meter noch! Ich fühle mich schon als Sieger, als plötzlich ein Schatten neben mir auftauchte. Au weia! Ich hatte keine Lust mehr. Ich gab mein Letztes her, konnte trotzdem nicht verhindern, daß der andere mich überholte, warf mich als zweiter ins Ziel und angelte mir einen der als erstrebenswertes Ziel gesteckten zehn Eichenzweige, legte mich endlich erschöpft flach ins weiche Waldgras...

Meine „Rache“ für das Überspurten war groß! Beim anschließenden Dreisprung konnte ich meinen Zweig als weitesten plazieren. Erster! – Stolz, so gut über die beiden ersten Runden gekommen zu sein und mich für den nächsten Wettkampf qualifiziert zu haben, zog ich mit meiner Gruppe durch den Wald zum Lager zurück.

Mein Eichenzweig hängt nun über meinem Schlafplatz im „Tatzelwurm“. Ob ich ihn auch nach dem Ballweitwurf und dem Schwimmen noch dorthin hängen kann?

Der entscheidende Kampf: Schwimmen

„Gruppe B!“ – „Was, schon dran?“ – Drei tropfende Gestalten kommen von den Duschgeräuschen gerannt und üben schnell noch einmal den Startsprung. Dann stehen sie aufgereggt auf ihren Plätzen. „Auf die Plätze“ – die Drei beugen sich vor – „fertig“ – sie bücken sich noch ein Stückchen tiefer – „los!“

Der Mittlere taucht als erster wieder auf, – ein kurzer Blick nach rechts und links. Er sieht seine Gegner noch nicht, und unter anfeuerndem Geschrei der Zuschauer zieht er los. Inzwischen sind auch die anderen aufge-

taucht, liegen ungefähr auf gleicher Höhe. Man sieht, wie sie alle Kräfte anspannen, aber immer noch liegt der mittlere der Drei vorn. Wende! Ein Aufschrei geht durch die Menge. Beim Mittleren dauerte das Umschlagen zu lange, seine Kameraden haben aufgeholt. Das Geschrei am Rand des Beckens schwillt zu einem Orkan an; es geht in den Endspurt. Die Drei geben ihr Letztes. Aber nur einer kann Erster sein. Und da schlägt er an: Klaus Rüdiger auf Bahn 3. Sieger im Nibelungenwettkampf. Das ist schon was!

Nachtwanderung

Alle sind bereit. Wir haben uns warm angekleidet mit Pullovern, Windjacken und langen Hosen. Denn nach Mitternacht, wenn wir rasten, wird es kühl werden. Einer hat noch schnell Streichhölzer eingesteckt. Wir wollen ein Feuer anfachen, das uns in der Morgenkälte flackernden Schein und wohlige Wärme schenken soll. Nun stehen wir am Lagerausgang und schauen schweigend zu den dunklen, weiten Abhängen der Hügelkette hinüber, auf deren verborgenen Hochflächen der Wind über Kartoffel- und Rübenfelder zieht, und wo uns die aufklarende Nacht einen gestirnten Himmel zeigen wird. Dorthin wollen wir – hinziehen über die fernen Hügel und durch die abgründig nachtschwarzen Wälder. Sie nehmen uns auf in ihre einsame Stille, die unsere tastenden Hände und Füße mit dem Geräusch brechender Äste und knackender Zweige stören. Seit zwei Stunden wandern wir. Im Gegenlicht des Mondes werden Baum und Busch zu unheimlichen Gesellen, die der leichte Wind zu mitternächtlichem Leben erweckt. Einer hinter dem andern dringen wir im Walde vor. Wir stoßen auf ein sumpfiges Bachbett und klettern einen dicht mit Laub bedeckten Abhang hinauf. Hände fassen sich, ziehen und stoßen. Für einen Augenblick beleuchtet der Mond in unbewegtem Glanz und kalter Blässe die Reihe der Burschen und Mädchen; die Umrisse der Gestalten verlieren sich langsam im Dunkel des Waldes.

Die zum Dank

Kann nicht dichten, kann nicht singen,
Kann es nicht in Worte bringen
Was die stille Seele spricht.
Doch des nachts im Silberlicht
Fühlt ich sachte wie ein Band,
Daß ich eine Seele fand.





Nächtliches Kartoffelfeuer

Wir tasten uns durch das Dunkel der Nacht, eine Gruppe von zwölf Mann, nur als schemenhafte schwarze Umrisse erkennbar. Am Ende des Waldes machen wir schließlich halt. Vor uns liegt ein großes Kartoffelfeld. Der Mond erhellt die Landschaft. Sie liegt da, als wäre sie in flüssiges Silber getaucht. Der Wind streicht leise über die Blätter hin, sie rascheln, raunen.

Wir lassen uns nieder, wollen ein kleines Feuer anzünden. Leider haben wir nur wenige Zündhölzer mitgenommen, das erschwert die Sache ungeheuer. Aber schließlich flackert ein helles Feuer, schenkt uns Wärme und Geborgenheit.

Da wir an einem Kartoffelfeld lagern, haben wir uns natürlich einige ausgegraben. An einem langen Spieß lassen wir sie in der Glut braten. Ja, so macht ein Lagerfeuer Spaß! Doch das bleibt nicht lange so. Allmählich verstummen unsere Lieder, die Müdigkeit macht sich bei allen bemerkbar. Es werden Wachen eingeteilt, der Rest legt sich schlafen. Doch an Einschlafen ist nicht zu denken. Die Kälte kriecht uns langsam in die Glieder. Ein Kälteschauer nach dem andern läuft uns über den Rücken, wir frieren nun am ganzen Körper. Wir rücken noch näher an das Feuer heran, erwarten so das Ende der Nacht. – Im ersten Morgengrauen marschieren wir weiter durch den schweigenden, nebeligen Wald.

Der Regiefehler

Morgens am schwarzen Brett auf dem Tagesplan: Indianerspiel. Erfinder und Spielleiter: Oswald.

Indianer soll also gespielt werden. Richtig mit Kriegsbemalung und so. Toll!

Die Sonne sendet ihre Strahlen auf rotgesichtige Sioux, blaubeschmierte Apachen und gelbe Navajos. Federn im Haar machen die Sache noch echter und dienen zugleich als verwundbare Stelle: Feder futsch – Indianer tot – Squaw im Stammeslager Witwe.

Weißer Grenzer mit Bruno Shatterhand an der Spitze tragen durch Hohenloher Prärie und Savanne weiße Frau, die von uns Indios erbeutet werden muß. Apachen, dieses Natterngezücht, halten zu den Bleichgesichtern.

Alle Krieger ziehen in ihre Jagdgründe. Der Kampf kann beginnen. Aber es wird Mittag, ehe Sioux überhaupt Feindberührung bekommen. Und die Weißen werden erst nach Ausenden vieler Späher am Nachmittag gesichtet. Die große Schlacht kann beginnen!

Sioux greifen zuerst an, wollen die Weißen skalpieren. Aber bei denen: keine Lebensbändchen, keine Feder, nichts. Unverwundbar. Einige Sioux lassen ihr Leben. Der Rest zieht beleidigt, den Spielleiter verwünschend, zurück zu den wohlbehüteten Squaws. Die Navajos erleben das Gleiche. Kein Weißer zu skalpieren, weil kein Skalp da. Von den Apachen hört man nichts.

So kommt es denn, daß die schöne weiße Frau ins Lager gelaufen kommt, obwohl sie getragen werden sollte, und so kommt es auch, daß die Indianer mit leeren Händen und beraubten Köpfen das Lager stürmen.

Kaum läßt sich Oswald im Lager blicken, da steht er auch schon am Marterpfahl. Und ein wilder Gesang und ein zerschundener Oswald sind das Ende einer großen, nicht zu Ende geführten Indianerschlacht; und das alles wegen des kleinen – Regiefehlers.

Innenleben - ganz persönlich geäußert

Besser noch als das „Große und Ganze“ des Lagers, wie es etwa ein Außenstehender sehen mag, gefällt mir das „Innenleben“, das Leben innerhalb der Zeltgemeinschaft. Ich kann das natürlich nicht auf alle Zeltgemeinschaften beziehen, sondern begreiflicher Weise nur auf die, in der ich lebe.

Wir sind ein Komplott für uns, – wahrscheinlich ist das nicht immer im Sinne eines großen Lagerlebens. Aber wir finden es schön, beieinanderzusitzen und zu erzählen, nicht löffelschnitzend und ewig aufräumend, sondern inmitten unserer malerisch auseinandergestreckten Unordnung. Ja, wir erzählen und diskutieren viel, aber was? Eben ging es z. B. wieder einmal um das „Pendeln“, bedingt dadurch, daß unser Zeltältester Pendlar ist und uns am liebsten auch zu Anhängern dieser doch wohl mehr oder weniger umstrittenen Kunst machen möchte. Er „unterhält“ (hoffentlich verzeiht er mir den geschmacklosen Ausdruck) uns aber noch mit anderen ähnlich phantastischen Dingen, als da sind Biotechnik, Charakterstudium mittels einer Hand des Betreffenden, Naturheilmethoden und ähnliches. Wenn dann Opponenten auftreten, wird's immer mordsinteressant. Doch außer diesen Themen haben wir noch viele andere auf Lager, so viele, daß man sagen kann, wir kommen vom Weltraumflug aufs Äpfelklauen. Aber die Hauptsache bei all dem bleibt doch: Wir lernen uns auf diese Weise gegenseitig und nicht zuletzt dadurch auch selber kennen.



LETZTE NACHT AUF DEM SIMONSBERG

Der Lagerzirkus ist vorüber, und es ist nun ganz dunkel geworden. Einige unserer erwachsenen Gäste kehren ins Dorf zurück, andere bleiben, um mit uns den Abschluß dieser Zeit zu erleben. –

In der Mitte des Platzes bilden wir einen großen Kreis um den Holzstoß. Martin, unter dessen Regie er heute morgen aufgebaut worden ist, entzündet ihn. Eine freudige Erregung beherrscht uns. Weit hallt unser erstes Lied über die Täler: „Lara issa“. Dann wenden sich unsere Blicke dem Hügel hinter uns zu. Fackeln sind dort aufgetaucht, bewegen sich langsam auf den Kreis zu. Jetzt erst erkennen wir die Träger – nackte Jungen und Mädchen aus unserer Gemeinschaft. Von Rübezahl angeführt, beginnen sie ihren Fackeltanz, bewegen sich mal langsam, mal schnell nach einem Lied, das sie dazu singen, bleiben dann um das Feuer herum stehen. Die flackernden Flammen der Fackeln und des großen Feuers lassen die Gesichter seltsam lebendig erscheinen, und die braungebrannten Körper glänzen, als wären sie aus Bronze. Ich muß an die Eröffnung denken. Das gleiche Bild. Der Ring des Lagers hat sich geschlossen.

Der Bundesführer hält seine Schlußrede. Noch einmal faßt Werner den Sinn dieses fkk-jugendlagers zusammen. Er spricht von den kleinen Gemeinschaften und von der einen großen Gemeinschaft, die sich während der vergangenen vierzehn Tage gebildet haben, von dem Erlebnis der Kameradschaft, vom Zeltwettbewerb, der unseren gesunden Ehrgeiz wecken sollte, der uns selbstgestaltend, also im wahrsten Sinne schöpferisch werden ließ. Und darin berührt er eines der entscheidendsten Ziele der fkk-jugend. Wir wollen keine Jugendgemeinschaft sein, die sich untätig machen läßt durch ihre Umwelt, die nur etwas geboten haben will, ohne selbst etwas zu tun. Und er macht denen, die ein Erholungslager oder Campingbetrieb erwartet haben, klar, daß die fkk-jugend gerade dieses nicht will und eine Verwässerung in dieser Richtung nicht dulden kann.

Und dann folgt die lange Reihe der Dank-sprechungen. Da wird dem Stuttgarter FKK-Bund und seinem Vorsitzenden, da wird Gerd, der immer für uns unterwegs war, und denen, die so gut für unser leibliches Wohl sorgten, gedankt; auch an den Bürgermeister von Untersteinbach und alle, die in der Lagerführung geholfen haben, wird gedacht. Wir werden nicht müde, immer wieder wie einen Schlachtruf unser „Bundeslager, Bundeslager – hoi, hoi, hoi!“ begeistert hinauszuschmettern.

Inzwischen hat unsere Spannung ihren Höhepunkt erreicht. Wer wird der Sieger im Zeltwettbewerb sein? Werner scheint unsere Ungeduld richtig auszukosten.

Doch endlich fällt das entscheidende Wort. Den ersten Platz haben das „Igelnest“ und die „Gletscherflöhe“ errungen, das sind die Karlsruher und die Schweizer FKK-Jugend. Großer Jubel bei den Siegern, anerkennende Begeisterung bei allen anderen. Die Gewinner müssen auf ein improvisiertes Podium steigen, werden von Rübezahl mit Eichenlaub bekränzt, nehmen den „Großen Preis vom Simonsberg“, einen blitzenden Hordentopf und noch manche kleineren Geschenke, in Empfang, erhalten jeder eine Siegerurkunde und werden mit einem dreimaligen „Bundeslager, Bundeslager, hoi, hoi, hoi!“ gefeiert. Das schönste Geschenk aber kommt jetzt! Für seinen wunderhübschen, sorgfältig angelegten, mit bunt bemalten Tannenzapfen „geschmückten“ Zeltvorgarten erhält Uli, der Ober-Igel, einen grellfarbigen, lächelnden kleinen Gartenzwerg und eine ebenso bunte Kindergießkanne. Leider stehe ich zu weit entfernt, so daß ich Ulis Gesicht nicht erkennen kann. Das Lachen bei allen übrigen aber will nicht enden...

Und jetzt ist die Spannung auf unserer Seite am stärksten. Ob wir uns den zweiten Platz erkämpfen konnten? Wir glauben fest daran, und doch erwarten wir aufgeregt das Wort, das unser Urteil sein wird. Da erklingt es: „Wildsausuhle“ und „Dachshöhle“! Lärmende Freude! Wir haben es geschafft! Strahlend drängen sich „Wildsäue“ und „Dachse“ zum Podium. Auch wir erhalten noch Urkunden, viele schöne Gewinne und einen zweimaligen Lagerruf. – An dritter Stelle steht das Schneckenhaus, und wie die Wiesel begeben sich die „Schnecken“ zur Preisverteilung.

Die weitere Reihenfolge habe ich vergessen. Nur daß der Termitenhügel ganz am Ende stand, ist mir noch in Erinnerung. Und daß die „Termiten“ die besten Verlierer waren, die ich je erlebt habe. Ich glaube sogar, daß sie ein bißchen stolz darauf waren, die wenigsten Punkte erreicht zu haben. Das ist ja schließlich auch eine Kunst!

Die Dorfbewohner von Untersteinbach sollen noch keine Ruhe haben, denn noch einmal erschallt aus über zweihundert Kehlen ein „Bundeslager, Bundeslager – hoi, hoi, hoi!“, daß die Berge um uns erzittern (so bilden wir uns jedenfalls ein). Das soll den Dank an Werner, unseren Bundesführer, ausdrücken, der uns dieses Lager durch seine Planung und Durchführung zu einem unvergeßlichen Erlebnis gemacht hat.

Zum letzten Mal wird die Fahne eingeholt – unser Zeichen, unter dem wir jeden Tag begannen und unter dem wir jeden Tag enden ließen.

Jeder von uns spürt, daß dieser Abend den Höhepunkt des Lagers darstellt, und jeder fühlt sich stärker noch als bisher zugehörig zu dieser großen Gemeinschaft, die uns alle umfaßt.

Aber das Ungewöhnliche dieser Nacht wird noch gesteigert. An vier weiteren Stellen des Lagerplatzes werden Feuer angezündet, denn jetzt sollen noch die großen Zelte abgebaut und verpackt werden, weil einige Gruppen, vor allem die Berliner, schon in aller Herrgottsfrühe fahren müssen.

Ich gehe ein Stück den Berghang hinauf und sehe mir das emsige Treiben von oben an. Fünf flackernde Feuer; dunkle, hin- und her-

huschende Gestalten; schwarze, unbewegliche Klumpen neben den Feuern; große Zelte, die langsam niedersinken; merkwürdige Schatten. Ein ungewöhnliches, ein faszinierendes, ein unvergeßliches Bild.

Ich gehe zurück auf den Platz. Ein Mädchen begegnet mir. Es weint. Abschiedstränen? Ich glaube es. Und es sind nicht die letzten Tränen, die ich in dieser Nacht sehe.

Der Gong ertönt, der uns so oft geweckt, so oft zum Essen, zu einer Arbeitsgemeinschaft, zu einem Spiel gerufen hat. Wer Hunger hat, kann in der Küche Bohnen bekommen. Überall hört man jetzt Geklapper von Eßgeschirren und Bestecken, und oben an der Küche gibt es ein großes Gedränge.

Da kommen die Schweizer über den Platz gezogen mit ihrer überlebensgroßen Pappkuh, die beim Lagerzirkus so viel Begeisterung hervorgerufen hat. Im Triumphzug wird sie zum Feuer geschleppt, brutal in ihre Einzelteile zerlegt und den Flammen übergeben.

An einem anderen Feuer liegen sie wie Zigeuner in Decken und Schlafsäcke gehüllt, einige schlafend, einige essend und wieder andere in Gedanken versunken. Und dort drüben wird noch eifrig diskutiert. Man sieht es an den heftigen Gebärden und an der lebhaften Mimik. Viele aber sind mal hier, mal dort, und zwischen allen geht Maria, die Küchenfee, wie eine Marketenderin hindurch und verteilt die letzten Bonbons.

Mitternacht ist längst vorüber. Der Abbau und das Einpacken sind beendet, die ersten Müden kriechen in die Kohten und in die stehengebliebenen Sechzehner. Da erscheint Horst mit seiner Klampfe, setzt sich ans Feuer, und schon klingt leise das erste Lied über den immer noch unruhigen Lagerplatz. Der Kreis der Singenden und Spielenden wird größer, bleibt aber doch klein genug, so daß jeder jeden sehen kann.

Dieses letzte Singen am Lagerfeuer, in einer sternklaren Nacht, wenige Stunden vor dem Abschied empfinde ich als ein großes Fest. Wir können kein Ende finden. Klar ist uns bewußt, was uns das Lager bedeutet, wie viele schöne Stunden es uns geschenkt hat, und manche von uns mögen sich wie in dem Lied fragen:

„Kameraden, wann sehen wir uns wieder?“

Das Lager im Spiegel der Presse

Hohenloher Zeitung vom Montag,
dem 7. August 1961

Untersteinbach (hz). Ein vierzehntägiges Zeltlager des „Bundes der Lichtscharen“, der deutschen fkk-Jugend, ging gestern auf dem Hof Simonsberg bei Untersteinbach zu Ende. Über 200 Jungen und Mädchen aus allen Teilen der Bundesrepublik und aus Westberlin, dazu Delegationen der schweizerischen, österreichischen und der französischen fkk-Jugend, kamen ins Hohenloher Land zu Spiel und Sport, Wanderungen und Lagerleben. Die Arbeitsgemeinschaften, die dabei durchgeführt wurden, geben einen Überblick über die Jugendarbeit der „Lichtscharen“: Fahrtenkunde, Erste Hilfe, Naturbeobachtung, Malen und Zeichnen, Musizieren, Fotografieren, gesunde Lebensweise, Biotechnik und moderne Jugendliteratur. Daneben gab es Diskussionen über die Freikörperkultur, zu der sich diese Jugendgruppen bekennen und die nahezu das einzige, wenn auch recht wesentliche Merkmal ist, das die fkk-Jugend von anderen Jugendbünden unterscheidet. Das Programm des Lagers wurde wesentlich bestimmt durch Wanderungen in das Hohenloher Land, das die meist großstädtischen Lagerteilnehmer zu wahren Lobeshymnen hinriß. Es gab auch Vergleichswettkämpfe mit der ebenfalls in Untersteinbach zeltenden Turnerjugend aus Vaihingen/Enz und Besuche der Haller Freilichtspiele oder des „Götz“ in Jagsthausen. Das Bundeslager auf dem Simonsberg sei einfach „knorke“ gewesen, sagte ein kleiner Berliner

beim großen Abschluß-Lagerfeuer am Samstag, das den Abschied für manchen recht schwer werden ließ.

Stuttgarter Nachrichten vom Mittwoch, dem 9. August 1961 Nr. 181, Seite 11:

Die deutsche FKK-Jugend veranstaltete ihr diesjähriges Bundeszeltlager auf Hof Simonsberg in der Nähe von Untersteinbach im Kreis Öhringen. Auf dem sehr schön gelegenen Gelände trafen sich in der vergangenen Woche über 200 jugendliche Freunde der Freikörperkultur, darunter auch Vertreter aus Frankreich, Österreich und der Schweiz, um sich einige Tage in fröhlicher Gemeinschaft zu erholen. Das Lagerleben bot eine Fülle von Betätigungsmöglichkeiten. Die Burschen und Mädels erwanderten sich die nähere Umgebung, sie tummelten sich auf dem nahe gelegenen Sportplatz und versammelten sich, wie das bei jedem Jugendlager selbstverständlich ist, abends um das Lagerfeuer. Dr. Loges, der Lagerleiter aus Hamburg, wollte aber der Jugend nicht nur Gelegenheit geben, sich äußerlich und innerlich frei und ungezwungen zu begegnen; ihm lag besonders auch die persönliche Weiterbildung seiner Schützlinge am Herzen. So standen Fahrten ins Hohenloher Land ebenso auf dem Programm wie Besuche der Götzfestspiele in Jagsthausen und der Freilichtaufführungen in Schwäbisch Hall. Ferner konnte jeder Jugendliche je nach seinen Interessen an verschiedenen Arbeitsgemeinschaften teilnehmen, die sich beispielsweise mit Kunsterziehung in Zeichnen, Malen und Gestalten, mit Fahrtenkunde, Astronomie und Naturbeobachtung und mit Erster Hilfe beschäftigten. Ähnlich in „**Stuttgarter Zeitung**“ vom Dienstag, dem 8. August 1961.

Zum Inhalt dieses Heftes

Der Textteil wurde zusammengestellt aus Beiträgen von Klaus Alzee, Hans-Jürgen Bauche, Wolfgang Bauer, Hans-Peter Berger, Wolfgang Berger, Ulrich Braeuer, Britta Butterweck, Renate Eberhardt, Wilhelm Engelbrecht, Hans-Heiner Fröhlich, Gunda Gauß, Klaus-Jürgen Gütler, Oswald Jakob, Hans-Peter Jungkind, Ernst Rainer Kamp, Sonnhild Köhler, Klaus-Dieter Kozlowski, Dorle Lange, Helga Lange, Uwe Lizkowski, Bruno Meier, Karin Mötig, Helga Rodenheber, Ulrich Schae-

fer, Regina Schwarz, Angelika Siemon, Thomas Spiller, Horst Thermann, Heidi Volz und Jürgen Zimmermann.

Die Zusammenstellung und Überarbeitung besorgte Horst Thermann.

Den Bildteil fotografierten Ulrich Braeuer, Renate Eberhardt, Wolfgang Lehmann, Dr. Werner Loges, Ingo Nikusch und Renate Rauh.

Die Grafiken entstanden in der Arbeitsgemeinschaft „Malen und Zeichnen“ und stammen von Gudrun Brida, Britta Butterweck, Irene Mann, Julia Schledt und Rolf Tillmann. Verantwortlich für die Gesamtgestaltung: Bundesführung der fkk-jugend e. V.





Zelte Lieder Lagerfeuer

Bilder und Berichte vom Bundeslager 1961 der fkk-jugend

Freikörperkultur ist ein Weg, der die Jugend begeistert. Mädchen und Jungen der **fkk-jugend**

können einander an Seen und Flüssen und an den Stränden von Nord- und Ostsee ohne Bade- und Sportzeug frei und sicher begegnen. Sie baden nackt, treiben nackt Sport, weil es natürlich und gesund ist und ein freieres Lebensgefühl bringt.

Dadurch wird ihr Verhältnis zueinander ehrlicher und natürlicher. Begeistert von der Freude an gemeinsamer Nacktheit im Tosen der Brandung oder unter strahlender Sonne auf dem Sportplatz, fragen die Mädchen und Jungen nach neuem Inhalt für ihr Leben.

Sie kommen von oft schädlicher Ernährungsweise zu gesunder Nahrung; sie meiden das Übermaß und die Abhängigkeit von Genuß-

mitteln, ersetzen billige Unterhaltung durch gehaltvolle Diskussion und eigenes Tun.

Du solltest das Vertrauen und die Ehrfurcht vor der Eigenart des anderen erleben, die aus der gemeinsamen Nacktheit von Mädchen und Jungen erwächst. Du solltest die saubere Atmosphäre kennenlernen, die ein Kennzeichen der fkk-jugend ist und die zur Folge hat, daß beim Heimabend, auf Fahrt und im Lager offen alle Probleme unseres jungen Lebens und der Welt, mit der wir fertig werden müssen, angefaßt werden.

Gemeinschaften der **fkk-jugend**

gibt es an vielen Orten der Bundesrepublik und in West-Berlin. Nähere Auskunft darüber erteilt die Bundesführung der fkk-jugend e. V., Hamburg 34, Rudolf-Ross-Allee 25.

der ruf

nennt sich eine Zeitschrift, die Ausspracheforum sein will für die jungen Menschen, die in der Freikörperkultur einen Weg zu neuer, von Wahrhaftigkeit und Verantwortungsbewußtsein getragener Sittlichkeit sehen.

Bisherige Folgen des „ruf“ standen unter Themen wie Mensch und Technik, Kunst unserer Zeit, Rausch und Genuß, Christentum und FKK, Sport unserer Zeit, Jugend und Sexualität, Krieg und Kriegsdienst, Jugend und Politik, Rassenprobleme heute, Ästhetik in der FKK.

der ruf

wird herausgegeben von der Bundesführung der fkk-jugend e. V., Hamburg 34, Rudolf-Ross-Allee 25, und redigiert von Horst Thermann, Sennestadt, Am Ring 295, von dem Interessenten auf Anforderung kostenlose Probeexemplare erhalten.

Verlagsmitteilung:

Zelte Lieder Lagerfeuer

ist ein Sonderheft der
Monatszeitschrift

„Freies Leben“
die Brücke
zur Freikörperkultur

erscheint ebenfalls im

Rudolf Hofmann-Verlag KG

Frankfurt/Main, Inheidener Straße 39 a